

DICHTUNG UND WELT

Nr. 13

BEILAGE ZUR „PRAGER PRESSE“

1922

Opferung.

Von Paul Reppin.

Ich liebe deine Hände sehr,
Braun wie ein erntereifes Feld,
Vom Segen der Erlösung schwer —
Die Liebe ist das Brot der Welt.

Ich gehe selig durch das Land
Und bin von Glück und Gnan umfloht,
Ich nahm aus deiner braunen Hand
Gebenbeites Gnadenbrot.

Das ist mein Leib, das ist mein Blut —
Hochheilig ist das Sacrament,
Mein Herz ist wunderbar und gut,
Weil es in süßer Liebe brennt.

Stilles Web.

Von Rudolf Kropf.

Nichts frage du, sei Wolke Licht,
die Sonnenlose strahlend traf:
mein schlichtes Lieb, sonnig Gelände,
süß'ne Ruh, den Frieden deiner Hände,
nichts frage du, wecke mich nicht —
gib Schlaf . . .

Nichts frage du, der Trän' nicht ach!
die Perle singt ja noch ihr Lieb:
mein Thymian, die Weiden lönen,
berauschend Welle voll Verblühen,
nichts frage du, fürstlich gib ach!
bin müd . . .

Frag' nichts, schenk' nicht der Schatten fort,
der nagen' scharf die Augen traf:
mein schlichtes Lieb, sonnig Gelände,
süß'ne Ruh, den Frieden deiner Hände,
bein Schoß heut sei mir Ruheort —
gib Schlaf . . .

(Deutsch von Otto Wid.)

Orpheus.

Von Arthur Silbergleit.

Orpheus auf dem Meer.

Mein Bootmast wandert übers Meer als steter
Baldobote oder wie ein Tempelspieler,
Und weiße Wolken sind sein Segelzeil.

Sein Säulenstolz glüht wimpelüberponnen
Goldflagenvoll von Monden und von Sonnen;
Er wagt zur Insel Götterfälligkeit.

Orpheus deutet die Schicksale des Bern-
steins aus.

Wenn Helios auf gelben Fahrten traf
Inseln, die in Bernstein eingeschlossen,
Vergilben lassen ihren Todeshauch,
Klocht er rasch fluchtberedete Luftgenossen
Ihn noch in seinen eianen Strahlen ein,
Die auch in Sonnenblumen ausgegossen.
Es gleißt und locht der honigfarbene Stein,
So wie von goldnen Blüten überflossen.

Josef Kadler.

Von Hermann Bahr.

Wie der Chronist in alten Zeiten es sich genügen
Ist, einfach Begrenztheit um Begrenztheit der Reihe
Nach, in der sie sich augetragen, aufzuzeichnen, ohne
noch ihrem innern Zusammenhang zu fragen, ist
auch alle Kunstgeschichte zunächst in ihren Anfängen,
nur ein Verzeichnis von Namen angelegener Künstler,
mit kurzen Nachrichten über ihr Leben und ihre
Leistungen, eine Sammlung von Biographien, die
nur dann allmählich mit kritischen Randbemerkungen
versehen wurden, mit ästhetischen Urteilen, so daß
Einzelne, deren Werke gleichsam Summen langer
Bemühungen vieler vorarbeitender Geschlechter
sind, einen breiten Platz angewiesen erhielten,
während andere, die nur einen erst später aufgeben-
den Samen ausgestreut hatten, sich mit einer stillen
Ede bescheiden mußten. So blieb auch Literaturge-
schichte lange bloß Biographie, fast einzelner Dichter,
fast ganzer Gruppen von Dichtern oder allmählich
gelegentlich auch Biographie von dichteriichen
Völkern. Und wenn auch, seit dem unvergesslichen
Bildern Scherer, das Bedürfnis wuchs, in der Folge
der literarischen Erscheinungen keine Willkür, keinen
Höhen Zufall, sondern ein gewisses Gesetz walten
zu lassen, wenn man immer mehr gewahr wurde,
daß kein Talent autochthon ist und kein Meister vom
Himmel fällt, wenn man in jedem einzelnen Dichter
die Stimme der Zeit und allmählich durch die Zeiten
hin einen einzigen gewaltigen Chorgesang, in dem
jedes neue Gedicht nur immer wieder einen neuen
Eintrag bringt, zu hören begann, so blieb dabei doch
immer noch unerklärt, welche verborgene Macht es
denn sein mag, die den Dichter, der doch kein eigenes
Leb zu singen meint, in rechten Augenblick gerade

Bei Georges Duhamel.

Von René Schickel.

Bis zur Conzerte, die mit einem mütterlichen
Lächeln anbetraut, daß Georges Duhamel im 4. Stock
wohnt, und, mit dem Kopf zur Treppe deutend:
„Hören Sie, das ist sein kleiner, der da schreit“, bis
dahin habe ich mir zurechtgelegt, wer Duhamel vor
dem Kriege war. Mir Charles Bidrac gewiß der
stärkste Lyriker unter den Jungen. „Livre d'amour“
von Bidrac und „Compagnons“ von Duhamel
waren gekommen wie ein Zwillingpaar, sie standen
nebeneinander auf den Bücherbreitern und um-
weigerlich auch in den Auffügen, die man über den
einen oder den anderen las.

Durch die Aufführung zweier Dramen hatte er
sich überdies die Aufmerksamkeit von Kreisen er-
zungen, die von so unschmeichelhaften Geistes-
büchern wie den „Compagnons“ nicht erreicht wer-
den. Über den fruchtbarsten Einfluß übten vermu-
tlich doch seine Berichte über die lyrischen Reu-
erschreibungen aus, die er monatlich dem „Mercure
de France“ gab. Abgesehen davon, daß seine Kritik
sich so eindringlich mit dem Handwerk beschäftig-
te, wie keine andere seit Sainte-Beuve (er hat mit
Bidrac zusammen „Bemerkungen über das dichter-
ische Handwerk“ veröffentlicht), gelang ihm, was
nur die Meister der Kritik vermögen: Geschichte
schreibend Geschichte zu machen, auf ihrem Gebiet,
und darüber hinaus. Er war vor dem Kriege, was
er heute ist. Er galt es auch bei denen, die ihn
kannten. Wie Bidrac, wie Barbuse, Léon Bér-
thelot, Jules Romains, und die anderen, die im Krieg
sind, wie der ältere Roman Roland verbannt er
dem Krieg nicht, als den Jüngling einer Prüfung, wie
sie für den heutigen Massenmenschen nicht schwerer
gedacht werden kann.

Jetzt erkletterte ich die Treppen, den kleinen Du-
hamel immer vor mir, der nicht müde wird, seine
alle Anlauf lungutun. Schreit nur, denke ich, dein
Vater weiß, was er an dir hat, du maßloses Men-
schenjunge; Blüte eines Menschen, du leidenschaft-
liche Zukunft — unberührtes Land! Die Kinder
waren ja schon immer sehr wichtig in Frankreich,
durch den Krieg sind sie heilig geworden. Der Vater
dieses Kindes kam als Arzt in den Krieg. Bei den
nordwesten Ambulanzen erluderte er die Schlacht von
Verdun. Dort entstand „La vie des Martyrs“. Es
folgte: „Civilisation“, „La Possession du
Monde“, „Entrées dans le Tumulte“. In seinem
letzten Buch und ersten Roman „Confession de
Minuit“ ist von diesem Krieg nicht mehr die Rede,
es schildert eine Episode jenes andern großen Men-
schenkrieges, wie er sich in der Brust eines unglücklichen
Angestellten, eines wehrlosen, gedrückten Mänschens
abspielt. Er ist ebenso dümm, grausam und fanatisch,
und über den Tod und die Verurteilungen hinaus
entsteht von der Schuld aller, wie der Krieg der Sol-
daten.

Wir sind angelangt, der Kleine und ich. Wir
selbst ein Verständnislinge ich. Wie er durch die
Tür die Stimme seiner Mutter vernimmt, über-
schlägt sein Horn sich in Jubel, derselbe Orgelwind,
der Mut gelassen, treibt jetzt die Engelstimme. Die
Hand der Mutter nimmt allen Sturm von der Erde.
Er steht vor mir und lächelt wie eine Morgenwiese.
Es ist ein großes Zimmer, in das ich eintrete,
aber die Arbeitstische in der Ecke erheitern mich nur
den Schreibstisch und die Gestalt, deren blanker Kopf

jetzt aus dem Nicht ins Halbdunkel emporleuchtet. Der
Kopf eines Buddha. Wir sitzen einander gegenüber.
Der Buddha trägt einen salzigen Haardrad, in dem
er am Schreibtisch gelebrert, ein blauer Blid hängt
schief aus der Hornbrille. Er hat sich von der Hand-
schrift seines Dramas, an dem er arbeitet, in den
Sessel zurückgelehnt. Im Lampenschirm sehen die
feuchten Schriftlinien auf dem Schreibpapier aus,
wie die sorgfältig gezogenen Reizen eines Salat-
beetes. Wir rufen erst Erinnerungen an aus der
Zeit vor dem Krieg, es sind Lote, die sich nicht
rühren. Trotzdem verweilen wir. Fürchten wir uns
vielleicht, von heute zu sprechen? Man kann nicht
dabei sprechen, ohne zuvor von dem gesprochen zu
haben, was dazwischen liegt, zwischen dem Tamais
und dem Heute, dem Krieg. Wir sprechen davon,
mühsam erst, gequält, vordringend Schritt um
Schritt, bis ins Wesen der Konflikte, streifen Erleb-
nisse, nennen Daten, Namen, Tatsachen, vergleichen.
Dann machen wir Pläne. Wir haben einander nicht
ein einziges Mal widersprochen, es war nicht nötig,
wir sind einig. Und doch atmen wir aus, als, endlich,
eine Pause eintritt, eine Pause wie nach dem Kampf.
Aus dem Schatten neben der Lampe tauchen Bilder
auf und Bücher, ein Stroh Korrekturen tritt aus dem
Unterhalt, ein Regal voll farbiger Bücherrücken
folgt, der große Flügel steht plötzlich so nah, daß ich
meinen Arm darauf lege. Wie wohl ich mich fühle!
Deshalb bin ich auch nicht erstaunt, als Duhamel
die Lampe in die Mitte zwischen uns rückt und mich
zum Schiedsrichter ernennet. Aber:

„Es ist vielleicht zu unwichtig, um jetzt . . .“

Ich schüttle heftig den Kopf, ich lasse es mir
nicht nehmen, Schiedsrichter zu sein. „Voll!“ be-
ginnt er wieder mit seiner hohen Stimme, und er
setzt mir den Fall auseinander. Sein deutscher Ver-
leger behauptet, daß die Deutschen insgesamt nichts
mehr vom Krieg hören wollen, und deshalb bittet
er, Duhamel möge für die Uebersetzung der
„Possession du monde“ streichen, was auf den Krieg
Bezug habe. Dann könne er das ganze Buch streichen,
sage ich. Er fragte, ob bei uns die Generale keine
Bücher schreiben, und ob man etwa von ihnen auch
nichts mehr hören wolle. Ich schüttelte ihm das
Schädelchen der größten Buchhandlung in einer
mitteldeutschen Stadt. Gegen Ludendorff und Pet-
low-Borbed kommen Leonhard Franz und Taglo
nicht auf, vielleicht ein Filmstar, eher noch ein Pa-
roritänger, aber nicht einmal Bernhard Kellermann
mit seinem „Reuten November“. Das Dokument
antifemilischer Verblöschung, das ich „Die Sünde
wider den Geist“ nennt, nimmt in neunzig Buch-
läden von hundert einen Ehrenplatz ein, das stärkste
deutsche Kriegsbuch, das einzige, das den Bergleisch
mit „Le Feu“ von Barbusse besteht, Frey von Un-
ruhe „Opfergang“ war laun, auch so schädiern, in
den Ausgaben aufgetaucht, da verschwand es schon
wieder. Lagere habe ich hier keinen Buchladen
gesehen, weder in den Straßen, noch in den Bahn-
höfen, wo die Bücher der Kriegsgegner gefehlt
hätten. Schlimmstenfalls mußte Barbusse dieselbe
Stube mit Barres teilen, der Marschal Hoch stand
Arm in Arm mit Duhamel am Boulevard. Ich
weiß, hier ist, weiß Gott, Fastnacht nach Aldermit-
woch genug, aber den veranstalten die Politiker. Dies

ist von je ihr besonderes Fest gewesen. Ich weiß, wie
groß ihr Teil Schuld ist an der Rückbewegung in
Deutschland. Aber ich weiß auch, daß der Krieg eine
verdammt ganze Sache war und die Niederlage
dementsprechend, keine halbe. Ich weiß, daß die
Mächtigen dieser Erde insgesamt keine Gemüts-
menschen sind, sondern Korven mit einem natürlichen
Hang zur Grausamkeit, die sich lebendig in totale
und in partielle Korven selber. Diese sind den
Menschen ein wenig freundlicher gesonnen, aber jene
gelten für Genies. Ich sage nur, daß unsere Kamer-
aden in Frankreich mit ihren Büchern ungehindert
unter die Leute kommen, unsere Kameraden in
Deutschland dagegen nicht. Man liest nicht mehr die
Bücher der selbstgegraven Kampflieger, man liest die
Bücher der Kampflieger im schlichten Bürgerrock.
Sie wollen nur vom Kriege hören, so wie sie ihn
auffassen, wird das Scherengericht unter den Lesern
zum gewünschten Ende geführt, so steht der publi-
zistischen Kampagne für die Wiederholung der Feste
von 1813 nichts im Wege. Je schwerer sich die Frei-
heitskriege nach außen führen lassen, desto leichter
werden sie im Innern zum Ziele führen. Kennen
wir nicht zur Genüge die nationalen Erhebungen
für den Hausgebrauch? Jeder Tag bringt uns eine.
Sie stellt sich zum Morgenlaffe ein wie vordem der
Bericht des Generalquartiers. Was soll man tun?
Selbstentwurf gehört dazu, mehr zu tun, als die Achsel
zu jucken, wenn man dann in Frankreich und in
England sieht, wie das Papiergeräusch hier die Dreh-
bänke drüben treibt und selbst tote Krieger wie Poin-
caré zum Leben erweckt. Wir wissen nicht, was
Deutschland bezahlen kann, wir gehören nicht zu den
sagenhaften „Sachverständigen“, die nach einer ge-
wissen Anzahl gymnastischer Übungen in der Art
der Einwohnervorwehren als Kalleffekt ihr Unmöglich-
um die erste Stube köpfen. Wie Frankreich seine
Schulden an England und Amerika, England seine
Schulden an Amerika, Italien seine Schulden an
Frankreich, England und Amerika bezahlen soll, es
mag sein, daß diese tatsächlich nicht um soviel gerin-
ger sind, als die von Deutschland geforderte Summe.
Wir wissen es nicht, uns kommt der Versuch, dem
Zusammenbruch mit den bisher üblichen Mitteln
neues Leben zu entziehen, wie ein schlechter Spieß
vor. Damit „sancti“ man Europa nicht einmal so,
wie man die Reste bankrotter Banken zusammen-
sticht.

Nichts mehr vom Krieg? Wer wünschte es inniger,
als wir? Wir wehren uns gegen die Dinge, als ob
der Krieg zu Ende sei. Wir sind da, um seine Schau-
lichkeit und Sinnlosigkeit aufzuzeigen, gestern wie
heute und wir lassen es nicht, so lang der Krieg da
ist, mitten unter uns da ist, Krieg in unserm Han-
den und Denken, Krieg bis in der Tiefe des Traums.
Rein, sagt Duhamel.

Rein, sage ich.

Jeder, sagt er, in seiner Sprache, und wo er
wohnt, mit seiner besten Kraft, Rede und Tat auf
der Brücke zwischen den Völkern.

Gegen ihre Vergangenheit, sage ich, wo doch nichts
gut zu machen ist, für ihre gemeinsame Zukunft, wo
alles neu beginnen kann.

Er reicht mir die Hand. Ich soll die Kameraden
in Deutschland grüßen.

Bei meiner Rückkehr

land ich das Schwarzwaldloch verschneit. Lange
Sonnenstrahlen schossen kreuz und quer über die
Halden. Der Tannenwald war von einer Braunwar-

das tiefst anstimmen läßt, was gerade jetzt der all-
gemeine Chor, um richtig anzuschwellen oder umzu-
lenken oder abzuklingen, braucht. Woher weiß das
der Dichter, der doch, das er in einem Chor mit-
singt, meistens selber gar nicht weiß?

Das hat uns erst Josef Kadler erndet. Er
hat erndet, daß der Dichter nur das Mundstück
seines Stammes ist: Der Dichter setzt ins gewaltige
Chor ein, das wir die Literatur einer Nation nen-
nen, aber sein Stamm ist es, der ihn ansetzt; und
nicht ein Weitergang der Dichter ist unsere Literatur
im Grunde, sondern ein Weitergang der deutschen
Stämme, worin nun jeder einzelne Stamm in seiner
Eigenart und seinem Eigenstimm die anderen überle-
bend sich selber in diesem unablässigen Frag- und
Antwortspiel immer von neuem, durch Elferucht und
Cherbegier gesteigert, wieder überwächst. Von dieser
Entdeckung erhält der Begriff einer Nationallitera-
tur erst seinen vollen Sinn: unsere sämtlichen
Stämme bauen, indem jeder sich nur seinen eigenen
Denkstein zu legen meint, am Dom des deutschen
Geistes. Das war ein Abergau, das sich nur
einmal ausgebrochen, sogleich von selber be-
wies, und ein Abergau von solcher Ergiebig-
keit, solcher Fruchtbarkeit, so solcher geradezu schwal-
bischer Willkür, daß damit eine neue Epoche litera-
rurgeschichtlicher Erforschung und Literaturgeschicht-
licher Betrachtung anheb. Freilich nicht gleich und
nicht gern. Die Frankologen ärgerten, einwilligen-
den; die Hochologen ärgerten in solchen Fällen mei-
stens. Und dieser Fall wurde noch dadurch kompli-
ziert, daß Kadler Katholik ist und an einer katho-
lischen Universität leht, in Freiburg. Katholiken
haben in der deutschen Wissenschaft nicht vollen Für-
herrecht, die durch vor ihnen ist in Deutschland noch
immer so groß, daß angeklärte Männer unwillkürlich

meinen, dieses unbulbame, lichtscheu, denkefeindliche
Dogma müsse selbst auf Rechnungen katholischer Ma-
thematiker abserben, selbst Experimente katholischer
Chemiker trüben. Man empfand es fast als eine
Verdämung der deutschen Wissenschaft, den neuen
Abchnitt der Germanistik von einem Katholiken zu
hathieren. Dazu kam schließlich auch noch, daß man
über dem Main, gerade dort also, wo sie fünfzig
Jahren die geistigen Wäden bestimmt werden, und
was als deutscher Geist zu gelten hat, jeweils be-
fruchtet wird, daß man sich dort nicht gern an die
Jahreshunderte deutscher Geistesgeschichte erinnern
läßt, wo das Land rechts der Elbe noch nicht durch
den gebulbigen Wä? befruchtet ins fremde Volk vor-
dringender Einwanderer für deutschen Sinn, deut-
sches Gefühl und das deutsche Wort erobert worden
war.

Den abnungsvoll Anwenden Alemannen, den Ge-
haltendrang des Bildroben Franken und den uner-
schöpflichen Spieltrieb des beweglichsten unter allen
deutschen Stämmen, des bairischen, der auf der Brücke
vom Sinnlichen zum Geistigen am liebsten gauselt
und dem so viel Rhythmus im Leibe steht, daß ihm
sine Tagesarbeit selbst unwillkürlich gleich immer
zum Tanze wird, zeigt uns Kadler am Werk; er
zeigt uns die Fremdwörter. Deutschlands erste Pro-
fessur, Waldreuter, Delmstetter, den Grund aller
deutschen Kultur, leiblicher, wissenschaftlicher, staats-
licher wie geistiger, gemäßigter und feinfühler, bereit-
selig und mit ihrer ausharrenden, auf die Ri-
mung der Zeit vertrauenden, in Jahrhunderte vor-
rückenden Geduld erst den Landdrang eifernder
Dominikaner, schließlich mit beiden den weltfügen,
buhum rüchichtigen, nachdrücklich fanatisch nötige
Dingegeben an den Geist mit möglicher Schonung
menschlicher Schwächen verbindenden gebilligt ist.

schen Sinn der Jesuiten im Weltstweil und läßt so
vor unseren Augen das höchste Beispiel einer vollstän-
digen Kultur, das die Menschheit seit den Tagen des
Berlles erblicken durfte: das deutsche Parod er-
stehen. Ich habe Kadler, als ich ihm mein kleines
Buch über das Burgtheater widmete, weil er es ist,
der mich ganz erkennen ließ, was geschichtlich mit
dem Burgtheater gemeint war, den Schlemann des
Parod genannt: denn wirklich er erst hat diese vom
Lindant der Nation verschüttete Welt, die höchste Tat
deutscher Geistes wieder aus volle Licht emporgelohlt
Erst vom Parod aus verstehen wir jetzt den vorher
schon durch ihren mißdeutlichen Namen bis zur Un-
kenntlichkeit maskierten Sinn der „deutschen Roman-
sane“, wie wir vom Parod aus nun auch erst
Goethe und Schiller, aber ebenso die deutsche Ro-
mantik erkennen können. Renaissance, Klassizismus,
Romantik, das alles lag ja bisher sojagend erwa-
rtlich in unserer Geschichte da. Juchel, Müller, Baum.
Reht lernen wir es als Rohwundigkeit, Geiz und
unser Schicksal verstehen. Ein ungeheures Erbe, das
der ganzen Welt, tritt der Deutsche mit dem Geis-
tentum an und seine ganze Geistesgeschichte besteht
darin, daß er sich nun als den legitimen Erben dar-
zulegen hat. Die Franken sind die ersten, die das
Begriffen; daraus entstehen Frankreich und Deutsch-
land, die beiden Mächte, denen fortan das geistige
Schicksal des Abendlandes anvertraut bleibt. Deutsch-
land ruft, um der unermesslichen Forderung zu ge-
nügen, dazu die Kraft seiner sämtlichen Stämme
der Erde nach an, einer um den andern legt nur
mit seiner Eigenart ein: es ist das alte Welt, an
dem seit den Tagen Pompei alle sich um die Mitte
bemühen, das uralte Werk der Mittelmeerländer;
aber immer wieder von der Jugend eines neuen
Volkes ergriffen, bleibt es ewig wieder neu. In die-

men Luftschicht umgeben, als stände er in seinem eigenen Schweiß.

Ueber die Sprache.

Von Franz Werfel.

Die Sprache als Totalität ist eine ebenbürtige gleichzeitige Schwester der Welt.

Die Sprache und die Welt, beide sind unendlich. Wenn es auch nur einen beschränkten Schatz von Ausdruckselementen gibt, so ist doch die Verbindungsmaßigkeit grenzenlos.

Nur zwei Wesenheiten existieren: Gott und Sprache. Die Welt ist die Sprache, die Gott spricht. Baum, Stein, Berg, jede geschaffene, erschaffene Form, das Individuum incalabile ist ein Wort Gottes.

Deshalb auch ist die Welt unvollkommen, weil unvollkommen nur das Sein, niemals aber der Ausdruck des Seins sein kann.

Unvollkommenheit aber heißt Unruhe. Alles wird und stirbt, aber alles will vollkommen, das heißt ewig und voll Ruhe sein. Der Vollkommenheitstrieb ist das urreife Element unseres Lebens.

So aber bewegt sich die sterbliche Welt nicht nur in der ihr immanenten Bewegung, die ihr Gott gibt, indem er sie auspricht, sondern sie widerpricht ihm mit einer freien eigenen Bewegung, sie entgegnet ihm, sie reponiert ihm.

Die Gesamtheit dieses Responses heißt — Sprache. — Sprache ist also aller freie Ausdruck der Dinge. Selbst im Stein steckt ein Minimum von Sprache.

Betrachte nur einen Stein im Felsen! Die Verzögerung anfangs, die Verschleierung später, obgleich durchaus im Befehl der Gravitation, ergeben doch einen Schein von Widerstand, von Ueberlegung.

Dennoch ist die Sprache etwas rein Menschliches. Schopenhauer empört sich einmal über die biblische Trennung von Mensch und Tier.

Aber was das Tier durchaus im Menschen ergibt, so der Mensch durchaus im Tier.

Das Menschliche im Tier und weiter in der ganzen außerweltlichen Kreatur ist die Sprache.

Wenn wir weiter denken wollten, kämen wir dazu, daß die einzige Art von Erkenntnis die Sprachphilosophie sein muß, d. h. die Lehre vom freien Ausdruck der Welt!

Ebgar Alan Poe fährt in „Deureka“ das Gravitationsgesetz auf die Reaktion gegen den ersten göttlichen Akt zurück.

Die Gravitation ist die Eigendewegung, Sprache an sich.

Alle Bewegung ist das Streben zur Einheit zurück, zum Urschöpfungsstadium.

Die Spitze ist die Krankheit der Form, der Witz die Krankheit der Sprache.

Selbst das erste Wort gesprochen wurde, hat noch niemand die Wahrheit gesagt.

Jede Philosophie, jedes Bekenntnis, jedes Gedicht ist eine Metapher, eine ausschließliche Umschreibung, eine schone oder häßliche Frage jenes Besten in uns, daß wir gar nicht zu ahnen wagen, und das was doch flüchtig ist wie ein Gespinnst, das keiner sich entgehet.

Wenn wir unsere „Wahrheit“ reden, so tun wir es verlegen wie Kinder, die Angst haben, beim vollen Lügen erkappt zu werden, aber auch die Schläge fürchten, die einer getreuen Weisheit folgen, und deshalb aufgeregter und kaum darnach gefragt ihren zweifelhaften Spruch tun.

Das Bewußtsein ist wie das Alphabet eine unendliche Abfolge von Verbindungen.

Die Verbindungen, die im Augenblick geknüpft wurden und da sind, nennen wir schließlich Bewußtsein.

Das Unterbewußtsein ist ein groß mechanischer Begriff, wenn man sich ein Schubfach drunter vorstellt — und die Schöpfer dieses Begriffs, das zeigt schon die Wortbildung, stellten sich so was drunter vor.

Das nicht bewußte Bewußtsein ist die Unendlichkeit der Augenblicke nicht fixierten Affigationsselemente.

Der Gegenstand ist beläufig so, wie es der zwischen den hier gesagten Worten und der Sprach-Gesamtheit ist.

Die Wissenschaft ist nur die Philologie des göttlichen Wortes, nicht seine Philosophie.

Steffis Glück im Tunnel.

Von Siegfried von Wegefac.

Die alte Frau Kniebauer wollte gerade Kartoffeln auf dem Brett, als Steffi mit einem Pappkarton, einem tellerförmigen Strohhut mit knallblauer Kiefernspitze und einem graublauen Sonnenschirm durch die Tür tänzelte.

„Grüß Gott, Mutter!“ rief sie ein wenig näselnd, warf den Karton auf die Bank, sagte mit Vorsicht die Alte am mehresten Arm und ließ sich auf dem einzigen gepolsterten Stuhl der ärmlichen Stube nieder.

„Bist du's, Steffi?“ Und Frau Kniebauer hielt im Rollen inne, wuschte sich unwillkürlich die Hände an der Schürze und staunte überwiegend Strohhut und Sonnenschirm an. „Bist schon fortgeschickt?“ fragte sie schließlich.

„Bin selber gegangen!“ erklärte Steffi stolz, holte einen kleinen Spiegel aus der Tasche und ordnete sich das Haar. „Der Bub vom Zahnarzt war mit zu froh, da konnte ich nicht bleiben. Das hat uns doch schon der Herr Kooperator gesagt: Geld Ruhm und Ehre sind nichts, wer aber Schaden nimmt an seiner Seele...“

Frau Kniebauer, die inzwischen das Brett mit neuem Wehl bestreut hatte, wollte so heftig die Kartoffeln wuscheln, daß sie dünn wurden, wie Rattenchwänge.

„War besser gewesen, du hättest dem Bubden ein angemessenes!“ Und so warf Schmalz auf die Pfanne, daß es zischte.

„O, ich hab's ihm gegeben,“ riefelte Steffi, „mein Herr, hab ich gesagt, mein Herr, ich bin ein armes, aber anständiges Mädchen, — das laß ich mir nicht gefallen!“

„Und was war's denn?“ forschte die Alte sachlich, indem sie jetzt die Kartoffeln in die zischende Pfanne schüttete.

„Hat mir im Korridor in den Arm gekniffen,“ und Steffi streifte den Ärmel zurück und zeigte den klauen Fleck. „Mein Fräulein, hat er gesagt, mein Fräulein, das war nur ein Scherz! Und die Frau Zahnarzt und der Herr Zahnarzt sind gekommen und haben gesagt: Aber mein Fräulein, — Sie wollen uns schon verlassen? Schöne Frau, hab ich gesagt, Geld und Ruhm sind mir nichts, — aber wenn ich Schaden nehme an meiner Seele...“

Und dann Mutter, heute Morgen in der Bahn, — aber das kann ich niemand sagen!“ Und Steffi holte ein Blattkäselein aus der Tasche und preßte es an die Augen.

Der alte Kniebauer trat ein. Er nahm sich eine gründliche Prise und ließ sich Alles noch einmal erzählen. Dann schauderte er sich in sein rotes Tuch und erklärte:

„Recht ist es, daß du heimgekommen bist! So arm sind wir nicht, daß wir unsere Tochter verkaufen müssen! Bleibst jetzt hier und hilfst der Mutter!“

Und Steffi mußte ihren Kleinen aufhängen, sich eine Schürze binden, und im Stall die Fiegen melken. Dann aber sagte sie, daß ihr der Kläuter noch läde, daß sie Brustschmerzen hätte, und den Geruch nicht verträge. Schließlich bekam sie Rosenblüten, legte sich auf das wacklige Sofa am Fenster und spannte den roten Schirm aus, weil die Sonne sie blendete.

„Ach, Mutter,“ seufzte sie unter dem Schirm, „wenn du wüßtest, was ich erlebt habe, noch heute...“

Morgen in der Bahn, dann würdest du verstehen daß ich keine Fiegen melken kann!“

Am Nachmittag fanden sich alle Freundinnen aus dem Dorf ein, um von Steffis großen Abenteuern in der Stadt zu hören. Man trank Kaffee, speiste Kuchen, die Steffi im Karton mitgebracht hatte, bewunderte den roten Schirm und den Kleinen mit der knallblauen Spitze, während Steffi, noch immer auf dem Sofa liegend, ausführlich erzählte.

„Und dann sagte er: mein Fräulein,“ und erklärend fügte sie hinzu: „Man sagt natürlich in der Stadt immer so: mein Fräulein, — mein Herr!“

Und die Mädchen wiederholten leise: „Mein Fräulein, mein Herr!“ — und sahen bewundernd auf Steffi. Aber ganz sprachlos wurden sie, als Steffi ihnen vom Herrn Zahnarzt und seinen Wöbeln erzählte:

„Alles nur Spiegel und Marmor, und tritt man in den Salon, kann man sich gleich fälschlich fühlen, und weiß nicht wohin vor lauter Spiegel! Und was für Plüschsofas und Stühle: So weich wie ein Kuschel, und so rot und glitzernd wie die Frohleichnamsschne! Und alles Holz gebohrt und gebrannt, mit Kugeln und Säulchen, ganz wie in einem richtigen Schloß! Und mitten auf dem Tisch ein wirkliches Denkmäl, ganz aus Gold, mit laugem Spieß und Trompete!“

Und der alte Kniebauer runkte seinen Brotstummel tief in den süßen Kaffee und sagte festerlich: „Geld und Ruhm sind nichts, — wer aber Schaden nimmt an seiner Seele...“ und schlürpfend nahm er einen Schluck, während die Alte lachendes Wasser in die Kaffeetasse nachgoss.

„Ja, in der Stadt ist alles so fein und geblendet,“ fuhr Steffi fort, und schob die Tasse mit weit abstehendem kleinen Finger zum Munde, „überall Teppiche und Parkett, und auch auf den Straßen alles so glatt, wie in einem Saal, daß man immer tanzen möchte. Und alle Häuser aus Glas, daß man durchsehen kann, wie durch Luft, Güte, Kleider, Stiefel — jedes in einem besonderen Haus. Auch dieser Hut ging in lauter Glas, man braucht nur hineinzugehen, gleich fragt eine Dame, oder auch ein Herr:“

„Mein Fräulein, Sie wünschen?“ Und dann sagt man: „Mein Herr, ich wünsche.“ Und das Geld legt man einfach bei einem silbernen Kasten hin, der gebohrt wird und klingelt, und dann springt die Kassierin heraus, daß man gleich sehen kann, wie teuer der Hut ist!

„Und wie teuer war er denn?“ fragte die alte Kniebauer mit besorgtem Stolz.

„Neunzehn Mark fünfzig, — und das ist billig für den Hut, sagen alle!“ erklärte Steffi.

„Neunzehn Mark fünfzig,“ lästerten die Mädchen, und durften vorsichtig die blaue Spitze betrachten.

„Ja, das ist Seide aus Paris, das muß man schon in der Stadt tragen,“ fügte Steffi hinzu, die den besorgten Blick der Mutter aufgefassen hatte.

„Ja, Paris, Paris,“ brummte der alte Kniebauer mißbilligend, „das ist auch so eine Stadt!“ und er nahm eine Prise und schnäuzte sich gewaltig ins rote Tuch.

„Aber aber an seine Seele nicht denkt, der ist in der Stadt verloren,“ versuchte Steffi die Mutter

zum Gut abzulenken. „Und was erlebt man nicht Alles in der Stadt, — und erst recht auf der Reise!“

Die Mädchen drängten sich immer dichter um Steffi, und starrten sie wie eine Märtyrerin in schwerer Ehrfurcht an.

„Da sah ich heute Morgen in der Bahn ganz allein auf der Bank, und vor mir ein junger Herr, der ein Buch las. Plötzlich kam der Tunnel, es wurde finstler, wie in der Nacht. Da sahste ich irgendwas stehen, und eine Hand, die mich hielt, daß ich nicht aufstehen konnte, —“

„Aber mein Herr,“ sagte ich, — „Mein Fräulein!“ sagte er, — da wurde es mir ganz schwach...“

„Aber ich hatte noch großes Glück: gerade wie ich dachte, jetzt, jetzt nimmt deine Seele doch Schaden, — da wurde es wieder hell, der Tunnel war vorüber, und der Herr sah wieder vor mir und las sein Buch! Ich brauchte mir nur die Haare und den Hut ein wenig zu ordnen, — meine Seele war wieder gerettet!“

„Und war auch der ganze Hut verdorben,“ meinte der alte Kniebauer in gelassener Würde, „was sind neunzehn Mark fünfzig, wenn's um das Seelenheil der Ewigkeit geht!“

„Ja, das war mein Glück im Tunnel,“ näselte Steffi: „daß ich den Hut vorhielt, — und daß er so groß war!“

Palast-Feyer.

Von Petr Bazar.

Wer dürfte eitel genug sein, daß und Liebe eines Dichters auf sich zu beziehen, da wir Menschen einander unendlich fern sind.

(Aus dem Nachwort des Uebersetzers zu den „Schleischen Liebern“.)

Ich sah bei Volkes hohen Feiertag. (Trüb ruht die Heimat, fern und still und öde.)

In Böhmens Metropole fand ich mich, sah Männer stehen, mit Golde umgürtet, vor welchen sich die Banner tief verneigten — (da vor dem Juden und dem Herrschaftshaber sich unser Bürgermeister aumt zum Staube, Hlfsal und Brot erlebend für die Kleinen) — sah Feuermale auf zum Himmel fliegen und sah die Fahnen in die Höhe wehen, mit Samt und Reifig aufgeschmückt die Stadt; und taufendfältig Jubel brandete.

(Was kommt mich an? Ich hore Waffen schluchzen.)

Da Wasser plötzlich in die Schächte stürzt, da in der Schenke mit der Messer blicken —, und Jungfrau sah ich weikewandert gehn — (bei uns bekümmert sie nicht vor dem Verwalter, dem Juden, oder Förster — leben muß man.) Im Draußen der Beräudung stand ich kumm.

Da wachte mir inmitten aller Schöne mein schweigendes Besäuberndor vorüber, wo ich vor Jahren lebte und erpuckte; und sehen muß ich, wie man und erwidert, der maßlos Reichen Frau, von fremden Glauben, die Herren einer gleichnerischen Art — und dieser Marquis Gero — so zog an meinem Arm der Ort vorbei, und ausgespätet war die alte Art, die Schule deutsch und unre Kirche polnisch —

Und also schweigend stand ich bei der Feier, der allerletzte Sohn aus jenem Dorf, wo sie mein Volk erdrosleten und schlugen, die Herren einer gleichnerischen Art — und dieser Marquis Gero —

„Singt, ihr, frohlocket und freut euch nur! Ist euch ein Mann, ein Erwecker erstanden? Doch droben im Norden, in den Westfalen, mein böhmisches Dorf — das hat ausgelitten.“

(Waher unverdrossen Ueberschaue von Rudolf Kuch.)

Die Schule deutsch und unre Kirche polnisch —

„Singt, ihr, frohlocket und freut euch nur! Ist euch ein Mann, ein Erwecker erstanden? Doch droben im Norden, in den Westfalen, mein böhmisches Dorf — das hat ausgelitten.“

(Waher unverdrossen Ueberschaue von Rudolf Kuch.)

Die Schule deutsch und unre Kirche polnisch —

„Singt, ihr, frohlocket und freut euch nur! Ist euch ein Mann, ein Erwecker erstanden? Doch droben im Norden, in den Westfalen, mein böhmisches Dorf — das hat ausgelitten.“

(Waher unverdrossen Ueberschaue von Rudolf Kuch.)

Die Schule deutsch und unre Kirche polnisch —

„Singt, ihr, frohlocket und freut euch nur! Ist euch ein Mann, ein Erwecker erstanden? Doch droben im Norden, in den Westfalen, mein böhmisches Dorf — das hat ausgelitten.“

(Waher unverdrossen Ueberschaue von Rudolf Kuch.)

Die Schule deutsch und unre Kirche polnisch —

„Singt, ihr, frohlocket und freut euch nur! Ist euch ein Mann, ein Erwecker erstanden? Doch droben im Norden, in den Westfalen, mein böhmisches Dorf — das hat ausgelitten.“

(Waher unverdrossen Ueberschaue von Rudolf Kuch.)

Die Schule deutsch und unre Kirche polnisch —

„Singt, ihr, frohlocket und freut euch nur! Ist euch ein Mann, ein Erwecker erstanden? Doch droben im Norden, in den Westfalen, mein böhmisches Dorf — das hat ausgelitten.“

(Waher unverdrossen Ueberschaue von Rudolf Kuch.)

Die Schule deutsch und unre Kirche polnisch —

„Singt, ihr, frohlocket und freut euch nur! Ist euch ein Mann, ein Erwecker erstanden? Doch droben im Norden, in den Westfalen, mein böhmisches Dorf — das hat ausgelitten.“

(Waher unverdrossen Ueberschaue von Rudolf Kuch.)

Die Schule deutsch und unre Kirche polnisch —

fen gewaltigen weltgeschichtlichen Zusammenhang hat Josef Kadler die deutsche Literaturgeschichte gebracht und damit zum ersten Mal ein Werkmaße gegeben: der einzelne Dichter wird fortan nicht mehr für sich allein, als ein Individuum, betrachtet, sondern er gilt jetzt so viel, als ein Zusammenhang mit der Arbeit der Stämme hat, als ein Vorgangsbild übernimmt und selber Zukunft überbringt. Literarische Geschichte wird zur Seelengeschichte der deutschen Stämme, sie ist keine Geschichte von zufälligen Verbindungen mehr, wir sehen in ihr aus Zufällen ein Schicksal werden, aus Stämmen ein gemeinsames Volk, eine Nation entstehen.

Schon als ältester Schriftsteller, zunächst nur als methodisches Werkzeug zur Ordnung so vieler ungestalteter Erklärungen, war das ein Ereignis, das die gütlichen Folgen verbrachte. Es richtig und fruchtbar zu gebrauchen, setzte freilich noch einen besonderen Sinn voraus: ein ungewöhnlich feines Gefühl für den Stamme laut der eigenen Sprache. Wie man von Dichtern nennt. Dann hat er mir an mir selber eine verbissene Probe gegeben. Ich bin ihm persönlich niemals begegnet, war aber unter den ersten, die seine hohe Bedeutung erkannten; wie üblich, während sich die offizielle Wissenschaft gegen ihn taub verhielt, folgten eine unerschütterliche Seminar leibhaftig Verweise für die Größe seines Geistes. Dadurch ergab sich allmählich auch ein schriftlicher Verkehr mit ihm und in einem seiner Briefe befragte er sich, so nebenher und bald im Gespräch, einmal bei mir über nicht er konnte nun, im nächsten Band seiner großen Literaturgeschichte, langsam der Gegenwart immer näher und wisse da nun gerade mit mir nicht Recht anzufangen, da meine Werke doch mit mir eigentlich nicht stimmten; er gedrehte sich den Kopf, wie denn ein Oberlehrer, der ich bin,

diese Werke, durchaus Werke eines Schöpfers, gezeichnet haben könnte. Man mag sich meine Verblüffung denken, wenn man nun erfährt, daß ich zwar ein geborener Oberlehrer bin, mich auch durchaus als Oberlehrer fühle, ja als oberlehrerliche Art, Sitte, besonders aber Mundart geradezu habe, mich selbst in den zwanzig Jahren, die ich in Wien zubrachte, niemals den Vinger Ton ganz abgewöhnt und wich immer wieder in Worten der oberlehrerlichen Mundart vom Hochdeutsch gern, sozusagen erholte habe, daß gerade Schillers das einzige Band des nun verstorbenen Dehlerers ist, das ich gar nie von Konjunktoren kennen gelernt, daß aber mein Vater von schlesischen Völkern kam und meine Mutter als Kind einer schlesischen Beamtenfamilie in Judenburg und Troppau aufwuchs: Kadler hat also, selber der Meinung, daß ich ein unverfälschter Oberlehrer sei, meine Schriften den vorbildlichen Schiller angelehnt! Das ist ein glänzender Beweis für sein unerschütterliches Gefühl: nicht bloß, sondern für die Zuverlässigkeit seiner Methode, dem Eigenwort eines Dichters die Stammsprache abzulassen. Wir sind es gar nicht selber, die sprechen, sondern wir wollen oder nicht, ja selbst wenn wir es gar nicht wissen, das Wort unseres Stammes ist es, das aus uns spricht!

Was aber sagt der Stamm? Im Abendland eigentlich den Anfang an und immerfort fort das selbe, nur eben jedesmal dem Eigenwort des besondern Stammes angepaßt. Die ganze Weltgeschichte des Abendlandes besteht aus lauter Renaissance. Schon Hellas gleich ist eine Renaissance des Morgenlandes; wir wissen jetzt, daß auch Homer keineswegs ausdienten, daß auch er schon ein „Spion“, daß die Homerische Dichtung eine Renaissance der babylonischen Kultur war (mehr darüber findet man jetzt in dem unterrichtenden Buch Dr. Hermann Wirg

„Domer und Babylon. Ein Lösungsvorschlag der Homerischen Frage vom orientalischen Standpunkt aus“, in Darders Verlag zusammengestellt); und Rom ist eine Renaissance Griechenlands und wieder die Karolingische Renaissance der Antike im Christentum ist nur die erste in der langen Reihe von Renaissanceen, durch die sich der Geist der abendländischen Völker immer von neuem am Alten, am Weltlichen wieder verjüngt. Der Anlaß zu diesen Renaissanceen geben immer Völkerveränderungen. Ein Kräfteüberdruck, dem es im Raum eines Volkes, eines Stammes zu eng wird, bringt in einen andern Raum ein und dieser ungeborene Geist muß sich nun mit dem Weltvolk, dem er sich aufdrängt, irgendwie messen: das Ergebnis dieser Messung ist immer irgend eine Renaissance, die nur ganz anders ist, wenn der Witz steigt und anders, wenn der Geist schon eine stärkere Kultur mitbringt. In der italienischen Renaissance bestimmt sich ein untermorsches Mittelvolk auf sein eigenes ungestaltetes geistiges Erbe, in der deutschen Renaissance greift der Steger wieder nach dem fremden alten Schatz, den er schon in der Karolingischen Renaissance ergriff, und in unserer deutschen Renaissance greift er auch wieder eine Renaissance ist, holt ein durch allmähliches Verwachsen der alten slavischen Instellen mit den seit dem Jahr 1000 aus dem deutschen Mutterland weg über Elbe und Oder eingedrungenen germanischen Kolonisten erst nach und nach einstandenes Mittelvolk, in dem sich allmählich die Sprache wie die Sitte des Herkommens, doch nun heftigster Zuwanderers durchgesetzt hat, die Weltgeschichte des Mutterlandes nach. Seit Kadler uns dies alles dargelegt hat, hat nicht bloß die deutsche Literaturgeschichte, ja die ganze deutsche Weltgeschichte plötzlich ein anderes Gesicht. Inderer man kann sagen: Kadlers und Burdachs Forschungen haben uns das bewegende Motiv aller deutschen Ge-

schichte zum ersten Mal enthüllt. Ja, noch mehr könnte man sagen, nämlich: durch Burdach und Kadler wäre nun erst bewußte große deutsche Politik, nicht nach Schlagworten, sondern aus inneren Notwendigkeiten, möglich geworden. Es fehlt nur noch der Mann, das Königlische nun auch zu verwirklichen.

Der Bruder Grimm haben durch ein deutsches Sprachwissenschaft als der Wissenschaft vom deutschen Wesen haben in unserer Zeit nur Burdach und Kadler ganz erfüllt, ganz erfüllt, aber Burdach hat einjam im Grammatik und Kadler im in der Schweiz.

Der Schriftsteller als wirtschaftlicher Faktor.

Von Otto Hase.

Es scheint, daß die schwache Krone sich stabilisiert, ein Vorgang, der schoner als das Wort ist, und daß die deutsche Mark den Weg des österreichischen Geldes geht, um die Sprache Lügen zu strafen: Geld wird nicht mehr gelten. Das ist die richtige Zeit, um einmal vom Schriftsteller als wirtschaftlichen Faktor zu sprechen.

Ich gehöre zu den Schriftstellern, die erfolglos genannt werden; einige meiner Romane haben Abfliegen, die in Deutschland zu den höheren zählen, denn die es Land produziert wohl die meisten Bücher, taucht aber wenige, in Frankreich ist es umgekehrt: daher das was bei den Franzosen als Achtungserfolg gilt, bei uns schon Verleerfolg heißt.

Auch diejenigen meiner Bücher, die über keine Auflagen nicht hinaufgekommen sind, haben doch einen gleichmäßigen Absatz, jedoch sich, wenn die gut gebenden und die weniger gut gebenden Werke ineinander gerechnet werden, eine jährliche Rendite ergibt, die mir erlaubt, das Leben eines jogenannten freien

Er trat Zimmer, seinen Lächeln in die Luft umschlingend, nichts, nichts, — Doch ich sicher zu ich Die gl Jahre lag getra, Flicke ihrem sanften, — „Doch ich bei den M Ich kamme also mühte sonst. Ich Sie um und sah wi Es wurde her brauchte Ich bl die Stimme, „Unbegreiflich wußte doch, Reife schon Stände noch jag ich zum Geschichtern, mich eng nicht Dorlonie an

Aber ich kann es gel Städten aus stieg auch in Bildern Abenteuer, war nicht um meine bestbrern. mich, die of ihre Welt eigenen Geb dem Tunnel birge aus der Ich sah d mir war, a einem und b wegung des s wegung des n dem Raden ralten Baum, häußt, die ich trug. Die S Erfundungen, als kämen sie rren klaterte mir selbst er beln der Tod gepenslich un gehen, die Tänge der Se heit und Füll Nordens: es ich kennen le

Ruf so, als es sich in mir wieder hin.“ Er schwing ihre Stimme kennah wie d höchstvolles Selbst diktelt, schwebt denen auch die wirklich für J

Aber es ist so lange dauere Schriftstellers nicht gewinn neu Koffer pa binfallen kann Nichts ist g hler und eine ich mich in den Schwelchlich sein um arbeiten wenn man sto die Dampfabrei im Sommer g Verleert mit K Verleerndschäftig kann nicht unmen, keinen Z aufhalten und Wirklichkeit for

Die Rente, den Einkommen meines Alters, die letzten, die ihrem Verlu zu Amalke, Jünger Annahmen, es mag sein, de Ueber, Theolog ihre Fäden, th Penken und th Wir haben neue das verpassen.

Die Rente ist um unter Verge ausstehenden Zug und wenn der hat, die ich auf die wäßen.